

Grégoire Delacourt

Der Dichter
der Familie

Roman · Atlantik



A

Grégoire Delacourt

Der Dichter der Familie

Roman · Atlantik



A

A

Grégoire Delacourt
Der Dichter der Familie

Roman

Aus dem Französischen von Tobias Scheffel
Atlantik

Für Henry und Françoise; man weiß nie.

*Ich war der Richtige zu wissen, wie zerstörerisch
Bücher sein können, und doch kannte ich kein
zuverlässigeres Mittel, diejenigen, die wir am
meisten lieben, bei uns zu behalten.*

Lionel Duroy, Le Chagrin

Siebzig

Mit sieben schrieb ich Reime.

*Mama
du bist kein Lama
Papi
und du kein Okapi
Oma
du singst Paloma
Opi
alle machen Pipi*

Mit sieben erlebte ich meinen ersten literarischen Erfolg.
Die erwähnte Mama schloss mich in die Arme. Der Papi, die Oma und der Opi applaudierten.

Komplimente ertönten. Es wurde auf mich angestoßen.
Bedeutende Worte wurden gesagt. Welch eine Begabung!
Die hat er von seinem Großvater Pierre, der 1941 diesen so schönen Brief aus Mauthausen geschrieben hat. Ein Dichter. Ein siebenjähriger Rimbaud.

Eine Träne erschien auf der Wange meines Vaters; eine langsame, schwere Träne. Quecksilber.

Die Blicke veränderten sich. Das Lächeln dauerte an. Mit vier armen Reimen war ich zum Dichter der Familie

geworden.

Mit acht hatte ich nichts mehr zu schreiben.

Die Anmut der weiblichen Reime, die ich dann näher kennengelernt hatte, erlaubte mir eine Zeitlang, den anderen etwas vorzumachen. Ich sehe mich noch in der blassgelben Küche unseres Hauses in Valenciennes, in der Hand ein gefaltetes Blatt Papier und meine Eltern vor mir (was sich auf Papier reimt), die voller Bewunderung die Bestätigung der Dichtkunst und der Genialität erwarteten.

*Ich glaube,
Dort oben auf der Gaube
Sah ich eine Taube*

Meine Schwester begann zu schreien. Mein Bruder flog bis zum First des Buffets empor. Meine Mutter sprang auf und rannte zu den Schnitzeln, die gerade anbrannten.

Mein Vater dagegen rührte sich nicht. Ein seltsamer Schimmer leuchtete in seinen grünen Augen. Er nickte unmerklich mit dem Kopf. Heute weiß ich, dass meine Worte darin umherschwirrten.

Später, als ich im Bett lag, fragte er mich, ob ich das folgende, außerordentliche Wort kennen würde, das nur ein paar wenige Menschen aussprechen können, ohne zu stolpern. Jenes Wort, das den *Normalsterblichen* vom Dichter unterscheidet:

»Transsubstantiation.«

Mir verschlug es die Sprache.

»Das ist der Begriff, der die Verwandlung einer Substanz in eine andere bezeichnet. Der *Glaube* in deinem Gedicht ist die Religiosität. Über die Gaube richtet sie sich in die Höhe und verwandelt sich in die Taube, das Symbol des Heiligen Geistes. Wie bist du darauf gekommen?«

»Ich weiß nicht, Papa, das kam ganz von allein.«

Er gab mir einen Kuss auf die Stirn.

»Dann mach weiter. Lass die Dinge sich schreiben.«

Mit neun Jahren war ich einer von denen, die zu früh Talent hatten.

Erinnern Sie sich. Joselito. Heintje. Les Poppys. Paddy und Maite Kelly. Santiana. Kenji Swada.

Die Wörter nutzten sich ab, während ich älter wurde.

Ich hörte zum ersten Mal den Ausdruck *Strohfeuer* und begriff, dass Wörter, selbst wenn sie hübsch oder ländlich waren, grausam sein konnten.

Mit neun Jahren lernte ich den Niedergang kennen.

Schreibt Unsinn, kommentierte die Grundschullehrerin. *Einen pädagogischen Berater zu Rate ziehen*. Die Worte der Direktorin gaben mir den Rest. *Muss wiederholen. Eine Therapie in Erwägung ziehen*.

Als mein zehnter Geburtstag herandämmerte, versammelten meine Eltern sich zum Konklave.

Einen Tag und eine Nacht lang vereinten sich die Rauchspiralen der *Gitanes* des einen mit denen der *Royale Menthols* der anderen zum Nebel eines Strafgerichts. Mein Bruder, meine Schwester und ich saßen hinter der Wohnzimmertür, bekamen rote Augen wie Drogenabhängige und den ausgehungerten Magen der Verurteilten, während wir auf den Urteilsspruch warteten. Mehrmals breitete mein um dreihundertdreiundsechzig Tage jüngerer Bruder seine Flügel aus und brummte Lieder von Tino Rossi. Meine kleine Schwester, die sich gewöhnlich schrill äußerte, begann mit tiefer Stimme zu sprechen. Ich wiederum schrieb das Gedicht der letzten Apokalypse auf ein Blatt Toilettenpapier:

Adieu Valenciennes

Adieu ohne Sinn

Adieu was ich bin

Ein neuer Tag wollte anbrechen.

Im Wohnzimmer gingen die Zigaretten aus. Husten trat an die Stelle des Worts. Das Konklave ging zu Ende. Man würde uns Geschwister auseinanderreißen.

Mit Ringen unter den Augen, grauer Haut, schwerer Zunge, fettigem Haar traten unsere Eltern aus dem Nebel; sie wirkten plötzlich alt.

»Édouard wird aufs Internat gehen.«

Meine Worte vermochten nichts auszurichten. Weder die groben noch die feinen. Noch die jähzornigen, die zuckrigen, die lässigen oder gehässigen.

Herbst 1970, eine tödliche Jahreszeit für meine Kollegen. Mauriac. Dos Passos. Mishima. Bald auch Jean Follain.

Am ersten Schultag schaffte mein Vater es am Steuer seiner Citroën DSUPER 5 in weniger als zwei Stunden nach Amiens.

Stellen Sie sich eine Szene in einem Claude-Sautet-Film vor.

Der Wagen hüpfte über die Route Nationale, er scheint zu fliegen. Das macht die hydropneumatische Federung – die Tausende von Menschen dazu bringen wird, sich zu übergeben. Der Mann am Steuer zündet sich eine Zigarette am Stummel der vorangegangenen an, er hört nie zu rauchen auf. Er ähnelt Michel Piccoli. Die Scheiben sind geschlossen – wegen der *Aerodynamik* (das ist zu dieser Zeit ein neues Wort, das mit leichtem Respekt oder misstrauisch verzogenem Gesicht ausgesprochen wird). Neben dem Fahrer sitzt, nicht auf Anhieb zu sehen, weil noch sehr klein und von Rauch eingehüllt, das Kind. Der totgeborene Dichter. Der Schriftsteller, der nicht schreibt. Das *Strohfeuer*.

»Es ist hart, ich weiß«, sagt der Gitane-Raucher plötzlich. »Ich habe auch geweint, als ich nach Algerien aufgebrochen bin. Bei meiner Rückkehr hatte ich keine Tränen mehr.«

Und weil die Zigaretten ihm die Kehle austrocknen, stoppt der Fahrer den modernen Wagen vor einem Café an der Place de la Gare von Amiens. Es ist neun Uhr dreißig. Schulbeginn ist um zehn.

»Wir haben noch Zeit«, murmelt Michel Piccoli.

Er bestellt ein dunkles Pelforth, eine heiße Schokolade, zwei Croissants. Dann erscheint, wie durch Zauberei, ein Taschenbuch in seinen Händen. Der Buchschnitt ist orange. Die Gouache auf dem Umschlag zeigt eine bäuerliche Tischgesellschaft im Freien. Ein alter Mann füllt einem blonden jungen Mann das Glas; hinter ihnen posiert ein Hirsch, voller Stolz auf sein Geweih. Es ist ein Roman von Giono. *Bleibe, meine Freude*.

»Für dich. Du wirst sehen, schreiben heilt.«

Das Kind sieht seinen Vater an, ohne etwas zu begreifen. *Heilt wovon?* Der Vater spürt die Verwirrung, lächelt, aber erklärt nichts; schon jetzt. Das Kind liebt sein seltenes Lächeln.

Sie kommen natürlich zu spät. Michel Piccoli hilft seinem Sohn, das letzte Bett im Schlafsaal zu beziehen, neben der Tür zu den Toiletten. Seine geschickten Gesten ähneln denen seiner Frau in dem Film, wenn sie die Betten der Kinder in ihrem großen Haus bezieht, das auf einen Garten hinausgeht.

Der Vater begleitet seinen Sohn auf den Gang, dort hören sie, dass der Namensaufruf schon im Gang ist, und das Kind kann nicht umhin, das Homonym zu bemerken. Aber der Raucher lächelt nicht mehr, so verschreckt ist er plötzlich von dem Gefühl, das ihn überkommen hat, seinen Kleinen zu verlassen. Er dreht sich rasch um, läuft zum aerodynamischen Wagen. Ohne seinem Sohn die Chance zu lassen, ihm zu sagen, dass seine Tränen im Auto vom

Zigarettenrauch kamen und dass ich, ja, dass ich traurig war.

Cut.

Der Generalpater setzte den Roman von Giono auf den Index.

Er konfiszierte das einzige Geschenk, das mir mein Vater jemals gemacht hatte, und damit den Schlüssel zum Geheimnis. *Schreiben heilt*.

Wir lebten in einer Welt, in der bald schon ein Mensch über den Mond spazieren und in der Mariah Carey, die Sängerin mit den fünf Oktaven, zur Welt kommen würde, und doch wurde ein sechsunddreißig Jahre zuvor geschriebenes Buch von einem Verbitterten konfisziert.

Um mich an dem Verbitterten zu rächen, wurde ich daher zum Verfasser anonymer Nachrichten.

Ich fing klein an. Schäbig.

Die vier Wörter meiner ersten anonymen Nachricht kratzte ich mit der Spitze eines Bic-Kulis in den Gips der Turnhallentoiletten.

Moncassarge ist ein Arsch

Warum Moncassage (dem ich noch dazu des Reimes wegen ein r verpasst hatte)? Weil er ein *Großer* war; ein Schüler aus der Achten, düster, wortkarg, ungesellig. Weil er einen Schnurrbart hatte, einen schwarzen Streifen über dem Mund. Und weil anonyme Nachrichten dazu dienen, diejenigen auf Abstand zu halten, die uns ängstigen.

Die elf Wörter der nächsten anonymen Nachricht wurden mit dem Schlüssel unseres Hauses in Valenciennes auf das hölzerne Pult von Moncassage geritzt.

*Der Pater General
zeigt gern einmal
den nackten Hintern im Lokal*

Und die zwei der letzten mit Wasserfarbe auf die Tür zum Zeichenraum gemalt.

Édouard - Bastard!

(Ich hatte es für raffiniert gehalten, eine gegen mich gerichtete Beleidigung zu verfassen, um von einem möglichen Verdacht abzulenken.)

Übrigens sollten meine Rachenachrichten sich nicht auf das Internat beschränken. Nein. Sie sollten auch jene treffen, die meine Worte erst beweihräuchert und dann geopfert hatten.

Die folgenden richteten sich an meine Mutter. Ich schrieb mit der linken Hand – wir hatten gerade das Wort *Graphologie* gelernt, und der Lehrer hatte erwähnt, dass es sich um eine Wissenschaft handelte, die es erlaube, die Persönlichkeit zu erkennen und Mörder zu entlarven.

*Misstrauе, Hexe, den sich überlassenen Söhnen
Stets kehrn sie zurück, dem Schicksal zu höhnen*

Das *Söhnen/höhnen* kam mir ein bisschen platt vor, aber ich konnte nicht anders. Drei Jahre zuvor hatte ich *Lama*

und *Mama*, *Opi* und *Pipi* gewagt und hatte dafür Liebe empfangen.

Seitdem hatte man sie mir wieder genommen.

Flankiert vom Turnlehrer, einem kräftigen Kerl, der einen Blumennamen trug, versammelte der Generalpater alle Schüler im Ehrenhof. Er wies auf die Beleidigungen hin, die an den Wänden der Schule aufgetaucht waren.

Er fand strenge Worte für die dumme Feigheit anonymer Verfasser. Sein Gesicht war rot, vollständig rot; an seiner Schläfe war eine Ader geschwollen, man sah dort das Blut rauschen wie einen tobenden Fluss.

Und dann begann er plötzlich zu lachen. Noch immer hallt sein Lachen in mir wider; das Lachen eines Dämons.
»Aber ich bin kein Schwachkopf, ihr Bande von Schwachköpfen!«, schrie er, »wirklich nicht, wie viele unter Ihnen kennen Stanislas-André Steeman?« Wir sahen uns an, suchten besagten Steeman in unseren Reihen. »Eine Bande von Schwachköpfen, und dazu noch ungebildet! Wer hat *Der Mörder wohnt Nr. 21* gelesen?« Hier und da ertönte Gelächter. Die Ader des Paters schwoll jetzt so sehr an, dass es bedrohlich wurde; die Schüler in seiner Nähe wichen einen Schritt zurück.

Plötzlich zischte er zwei Spitznamen. »Monsieur Arsch!
Monsieur Bastard! Hierher, auf der Stelle!«

Spöttisches Lachen ertönte. Moncassage und ich näherten uns dem Inquisitor. Selbstzufrieden lächelte der Kirchenmann; er würde zwei schwarze Schafe zähmen.

»Sie sind zwei kleine Schlauköpfe«, flüsterte er, als wir dicht bei ihm standen. »Und Schlaukopf, Monsieur Bastard, reimt sich auf ...?«

Ich machte große Augen.

»*Hohlkopf*. Was Sie betrifft, mit Ihrem Teufelsgesicht, Monsieur Arsch: Lügen Sie nicht.«

Da bildete Moncassage mit seiner Hand einen Revolver, richtete ihn auf den Kopf des Generalpaters und drückte ab.

Dieser lautlose Schuss löste eine noch schrecklichere Stille aus. Ein Schüler hatte einen Priester getötet, und der Priester war immer noch am Leben.

Die Waffe wurde wieder zur Hand, die der Mörder mit dem dünnen Schnurrbart mir lächelnd entgegenstreckte. Ich schreckte zurück. Warum wehrte er sich nicht gegen die Beschuldigung, der Verfasser der anonymen Nachrichten zu sein? Würde er etwas im Gegenzug verlangen? Etwas Schreckliches? Hostien zu stehlen? Sein Freund zu werden? Sein Sklave? Aber sein Lächeln war schön. Ich ergriff die ausgestreckte Hand.

»Ich wusste es«, rief der Inquisitor aufstampfend. Er war im siebten Himmel. »Ich wusste es!«

In dem Roman von Steeman gab es nicht einen, sondern drei Mörder, die sich gegenseitig deckten.

Moncassage und ich mussten vier Wochenenden in Folge im Internat bleiben. Unsere Eltern wurden vom Abt einbestellt; zum nächsten Schuljahr würde Moncassage der Besuch des Internats verboten, seine Tat würde in seinem Zeugnisheft vermerkt werden, und ich sollte von nun an in *der Zelle* schlafen. Das war ein an den Schlafsaal angrenzendes Zimmer. Es wurde *die Zelle* genannt, weil man darin allein war, und allein sein in einem

Jesuitenkolleg bedeutete, angesteckt worden zu sein, ansteckend zu sein. Ein Aussätziger.

In Valenciennes beschloss meine Mutter, gedemütigt von meinem Drohbriefchen und schockiert über meine Komplizenschaft mit diesem Moncassage mit seiner Mördervisage (*der Reim stammt von ihr, nicht von mir*), ich sei kein Kind wie die anderen. Nicht, dass sie mich als den anderen überlegen ansah, sie ordnete mich eher in die Kategorie von Kindern ein, die anders sind. Im Sinne von gefährlich. »Können Sie sich vorstellen, Herr Doktor, mit sieben war er so sanft, so blond, da hatte er die Haut eines Mädchens, schrieb Gedichte, war das Glück seiner Familie, der reinste Engel, und drei Jahr später bedroht er die Familie, bedient sich seiner Gabe, um uns zu ängstigen, er lässt sich mit einem Spitzbuben ein und versetzt ein ganzes Internat in Angst und Schrecken, ich weiß nicht mehr, was ich tun soll, umso mehr, als es seinem Vater, das bin ich mir schuldig, Ihnen zu sagen, nicht sehr gut geht.« *Das bin ich mir schuldig.* Was für ein merkwürdiger Ausdruck.

Frühling 1971.

Gestreifte Jerseyblusen von Frank et Fils und die extrem kurzen Röcke von Cacharel sind in Mode, vor allem aber die Psychoanalyse. Die dritte Ausgabe der ein Jahr zuvor von Jean-Bertrand Pontalis gegründeten *Nouvelle Revue de Psychanalyse* erscheint; meine Mutter ist süchtig danach.

Mit elf Jahren gehe ich also nach einer vorübergehenden und stürmischen Karriere als Dichter jeden Donnerstag- und Samstagnachmittag zu Sitzungen bei einem gewissen

Doktor Fromentin hinter dem Bahnhof von Amiens. Der Mann ist nicht unangenehm. Er ähnelt dem Autor Didier Decoin, zu der Zeit, als der den Roman *Abraham de Brooklyn* schrieb. Ein großer schwarzer Schreibtisch trennt uns. Auf dem schwarzen Schreibtisch liegt ein weißes Blatt. In der Hand des Doktors ein dicker silberner Füllfederhalter, lang wie der Hals eines Vogels, den seine Finger erwürgen. Er redet nicht. Und da auch ich nicht rede, geschieht nichts. Er verschreibt mir Valium und Mogadon. Ich verliere die Lust am Schreiben, am Lachen, am Nachhausefahren, am Reden.

Die Lust am Leben.

Mein Vater ist zu diesem Zeitpunkt fünfundvierzig.

Er ist allein in den Alpen, in Le Corbier, mitten im Massif des Sybelles, er ist schon mehrere Monate allein. Er kommt auch nicht zum zehnten Geburtstag meines Bruders zurück oder zu meinem elften.

Wie jedes Jahr organisiert meine Mutter nur ein Fest für uns beide, weil wir nur zwei Tage auseinander sind, wie sie sagt - tatsächlich sind es dreihundertdreieinhalb. Es sind sehr wenige Kinder da, viele Erwachsene, Männer. Sie lacht viel. In ihrem Courrèges-Kleid ist sie sehr schön; ihre Lippen sind rosa und glänzen, wenn ein Mann sie zum Lachen bringt und wenn derselbe Mann ihr Feuer hinhält, um ihre Zigarette anzuzünden, klammern sich ihre Finger an seine Hand und scheinen sie nie wieder loslassen zu wollen.

An diesem Tag sah ich, wie meine Mutter uns verließ.

Ich sah ihre neuen Gesten, hörte ihr durchdringendes Lachen. Ich sah sie schön, lebhaft und untreu. Ich sah sie glücklicher mit anderen als mit uns, als mit meinem Vater, und das war wie ein Geschenk, das sie uns machte, ohne es zu merken. Sie zeigte uns, dass sie ohne uns leben konnte, dass wir uns darauf vorbereiten mussten. Es würde eine Zeit kommen, zu der alles, was wir waren, nicht mehr wäre. Was verband, konnte sich auch lösen, sagte ihr Lachen. Sie gab zu verstehen, dass Risse am Ende immer größer werden.

Dass eine Familie niemals andauert.

Da bekam ich Angst, und mir wurde kalt. Ich verbrachte den Tag an meinen siamesischen Zwilling gedrückt. Die flatterhafte Schönheit unserer Mutter hypnotisierte ihn. Fromentins Mogadon machte mich benommen. Warum war unser Vater schon so lange in Le Corbier? Warum hatten wir keinen Brief von ihm erhalten? Unsere Großmutter väterlicherseits hatte uns aufgefordert, für ihn zu beten, weil es »im Geschäft« schwierig geworden sei; wegen all dieser Barbaren, die sich mit ihren Supermärkten und Kleidern für dreißig Francs vor den Toren der Städte breitmachten, mit ihren Konfektionshemden für achtzehn Francs, ihren Stores zu siebzig Francs den laufenden Meter einschließlich Stange und Montage, diese Ganoven, die uns alle umbringen würden.

Als Geschenk bekamen wir eine *Jouef*-Modelleisenbahn. Die Gleise bildeten ein Oval, die BB27-Lok und ihr einziger Waggon drehten sich daher hoffnungslos um sich selbst. Mein Bruder lachte. Ich nicht.

Meine Mutter kam zu mir: »Dein Papa ist krank, Édouard, er hat eine Depression.«

»Wird er sterben?«

»Er hätte sterben können, aber er kommt zurück. Weißt du, was ihm guttun würde? Wenn du ihm schriebst.«

Aber ich schreibe nicht mehr, Mama, nicht mehr, seitdem der verbitterte Pater mich dazu verurteilt hat, während meiner Arrest-Wochenenden *Die innere Burg* der heiligen Theresa von Avila abzuschreiben. Nicht mehr, seitdem die